

Im Rahmen der Reihe Wissenschaftler im Gespräch

lädt das

Bruno Kreisky Forum für internationalen Dialog

zu

Wie entstehen Zentren exzellenter Wissenschaft?

Arnold Schmidt

im Gespräch mit

Andre Gingrich

Kultur- und Sozialanthropologe, Universität Wien und ÖAW
Wittgenstein-Preis 2000

Montag | 26. November 2007 | 19.00 Uhr

Andre Gingrich

geboren am 12.9.1952 in Wien. Studium der Kultur- und Sozialanthropologie (Ethnologie) an der Universität Wien, Promotion 1979, danach Mitarbeiter am Vienna Institute for Development, ab 1980 an der Universität Wien. Ethnographische Feldforschungen auf der Arabischen Halbinsel, in Österreich, und ab 1991 FWF-Projektleitungen in der AR Tibet und anderen Himalaya-Regionen. Habilitation 1989 mit einer Arbeit zur wirtschaftlichen und sprachlichen Relevanz südwestarabischer Astronomie. 1989 und 1993 Stipendiat am CNRS (Paris); 1994/95 Fellow der School of American Research (Santa Fe, NM); 1996 Visiting Scholar an der UMass (Boston); 1995- 2002 Mitglied des Scientific Advisory Board und des Review Panels der Wenner Gren Foundation for Anthropological Research, inc.(New York); 1998 O.Univ.Prof. für Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien und kM der OeAW; 2000 Wittgenstein-Preis des FWF; 2002 Lichtstern Visiting Scholar an der University of Chicago und wM der ÖAW; seit 2007 Direktor der Forschungsstelle Sozialanthropologie am ZAS der ÖAW. Neuere Buchpublikationen: "Anthropology, by Comparison" (Routledge 2002, Hg. mit R. Fox); "Grammars of Identity" (Berghahn 2004, Hg. mit G. Baumann); "One Discipline, Four Ways: British, German, French and American Anthropology" (Chicago University Press 2005, gem. mit F.Barth, R.Parkin, S.Silvermann); "Neo-nationalism in Europe and Beyond" (Berghahn 2006, Hg. mit M. Banks).

Arnold Schmidt wurde 1938 in Wien geboren. Studium der Physik an der Universität Wien, Promotion 1962. Nach zwei Jahren am Ludwig-Boltzmann-Institut für Festkörperphysik in Wien arbeitete er bis 1971 am Physics Department der University of York, England, und anschließend am Department of Physics an der University of California, Berkeley. 1975 kehrte Arnold Schmidt nach Wien zurück und wurde 1986 ordentlicher Professor an der TU Wien. Sein Forschungsinteresse galt schon früh der Quantenelektronik, insbesondere der nichtlinearen Optik und ultrakurzen Laserpulsen. Darüber hinaus beschäftigt er sich seit vielen Jahren mit forschungspolitischen Fragen. Arnold Schmidt ist Fellow der Optical Society of America und der American Physical Society. Von 1994 bis 2003 war er Präsident des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Derzeit ist er Vorsitzender des Aufsichtsrats des FWF.

Arnold Schmidt

Seien Sie alle sehr herzlich willkommen hier im Kreisky Forum Einige von Ihnen wissen, dass wir schon eine Reihe von Veranstaltungen zum Thema „Wie entstehen Zentren exzellenter Wissenschaft?“ organisiert haben. Dafür gibt es einen guten Grund. Seit einiger Zeit gibt es eine Debatte, wie man in besonderen Bereichen zu außergewöhnlich guter wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit kommt. In den Diskussionsveranstaltungen, die wir hier gemacht haben, haben wir jeweils prominente Wissenschaftler eingeladen. Es ist mir ein sehr großes Vergnügen, Herr Gingrich, dass Sie heute hier bei uns sind. Prof. Andre Gingrich ist ein Kultur- und Sozialanthropologe. Er ist Professor an der Wiener Universität und leitet eine Forschungseinrichtung an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Sie haben in der Einladung seine biografischen Daten gesehen. Ich will Sie an ein paar erinnern. Geboren ist Herr Gingrich 1952 in Wien. Er hat in Wien Kultur- und Sozialanthropologie studiert und hat hier auch promoviert 1979. 1980 war er dann in verschiedenen Positionen an der Wiener Universität tätig, hat ethnografische Feldforschungen auf der arabischen Halbinsel und in Österreich betrieben. Ab 1991 leitete er diverse FWF Forschungsprojekte und hat sich mit Tibet und anderen Himalaya Regionen beschäftigt -

1989 habilitierte er sich. Er war zwar immer hier in Wien stationiert, absolvierte aber mehrere wissenschaftliche Auslandsaufenthalte, zum Teil ziemlich lange. Er war zweimal Stipendiat an einer Gruppe des CNRS in Paris. Das war 1989 und 1993. 1994 und 1995 war er Fellow an der School of American Research in Santa Fe in Mexiko und 1996 Visiting Scholar an der Universität Massachusetts in Boston. 1998 wurde er ordentlicher Professor für Kultur- und Sozialanthropologie an der Wiener Universität. 2000 erhielt er den sehr prestigereichen Wittgenstein Preis des FWF. 2002 war er Visiting Scholar an der University of Chicago und wurde in diesem Jahr auch wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Seit 2007 ist er Direktor einer Forschungsstelle für Sozialanthropologie ebenfalls an der Akademie der Wissenschaften.

Herr Gingrich hat sehr viel und umfassend publiziert. Ich erwähne hier jetzt nur ein paar Bücher, die kürzlich erschienen sind. Eines heißt *Anthropology, by Comparison*. Das ist 2002 erschienen. Das sind immer Bücher, bei denen Herr Gingrich Mitherausgeber ist und natürlich einzelne Beiträge auch geschrieben hat. Das nächste ist *Grammars of Identity*, bei Berhahn 2004 erschienen. Ein weiteres *One Discipline, Four Ways: British, German, French and American Anthropology*. Es ist bei Chicago University Press 2005 erschienen. Und dann das letzte auf meiner Liste hier ist *Neo-nationalism in Europe and Beyond*, ebenfalls bei Berhahn, 2006. Herr Gingrich hat sich auch sehr mit Forschungsorganisation im engeren Wortsinn beschäftigt. Ich habe gerade vernommen, dass er in diesem sehr ambitionierten Projekt des European Research Council, in dem sehr hochkarätige Forschung gefördert werden soll und wo soeben das Auswahlverfahren für einen Preis abgeschlossen wird, der in etwa einem europäischen START-Preis entspricht, eine wichtige Rolle übernehmen wird. In einem weiteren Programm, nämlich einem Förderungsprogramm für „mature scientists“, also einem Programm, das in seiner Intention unserem Wittgenstein Preis entspricht, wird er eine Auswahlgruppe in den Social Sciences leiten. Das stellt zweifellos eine große Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit dar.

Nochmals, seien Sie sehr herzlich willkommen. Zum Thema des heutigen Abends vielleicht noch eine wichtige Vorbemerkung. Das ist die fünfte Veranstaltung in dieser Reihe. Jedes Mal wurde ein eminenter Wissenschaftler ausgesucht, um über diese Fragen zu reflektieren. Bisher waren es ausschließlich Naturwissenschaftler. Das war Kim Nasmyth, der vielen von Ihnen ein Begriff ist, vom IMP. Das war Peter Zoller, ein berühmter Quantenoptiker aus Innsbruck. Das war Walter Kohn, den ich Ihnen nicht weiter vorzustellen brauche, usw. Jetzt zum ersten Mal ein Kultur- und Sozialwissenschaftler. Das hat sicherlich eine gewisse Signifikanz. Die Vorstellungen des C.P. Snow die „Two Cultures“ sind jetzt mehr als vierzig Jahre alt. Sie sind noch immer aktuell. Ob sich da diese zwei Kulturen, die er beschreibt, freundlich gegenüber stehen, antagonistisch gegenüber stehen oder in gegenseitiger Ignoranz gegenüber stehen, ist auch nach all diesen Jahrzehnten eine offene Frage. Ich habe mir die Liste der für heute Abend Angemeldeten durchgesehen. Mit einem gewissen Bedauern nehme ich zur Kenntnis, dass es wenig Overlap mit bisherigen gibt. Aber es ist schon so, dass, wenn wir Physiker einladen, es offenbar ein Auditorium gibt mit vielen Physikern, wenn wir Kulturwissenschaftlern einladen, dann gibt es eine Dominanz der Kulturwissenschaftler. Aber immerhin, einen gewissen Overlap gibt es. Diese Beobachtung wollte ich am Anfang stellen. Es ist ein Aspekt, der sicher noch eine Rolle spielen wird in all dem, was Sie uns wahrscheinlich erzählen werden.

Wie entstehen Zentren exzellenter Wissenschaft? Ich beginne vielleicht mit dem Wort exzellent. Dass mit dem sehr viel Missbrauch besonders in unserem Land im Augenblick betrieben wird, ist ganz klar. Trotzdem ist es offenbar ein recht praktischer Begriff, um sich dem Thema zu nähern. Bei den bisherigen Veranstaltungen, mit einem Auditorium voll mit Naturwissenschaftlern, war die Verwendung des Worts „exzellent“ unproblematisch. Das war möglicherweise intellektuell nicht sehr tief. Aber es reichte für die Diskussion bequem. Ich betone, das war keine tiefe Analyse, sondern es gab einen allgemeinen Konsens, mit dem alle ganz zufrieden waren. Könnten Sie vielleicht einmal sagen, was für Sie dieser Exzellenzanspruch in Ihrer Wissenschaft bedeutet?

Andre Gingrich

Wichtige Frage. Das gibt mir auch Gelegenheit, mich meinerseits zu bedanken für Ihren Besuch und vor allem für die Einladung. Es ist sehr ehrend, hier Gast sein zu dürfen. Von der Thematik her meine ich, dass es sehr wichtig ist, dass die gemeinsamen Bemühungen um eine Qualitätsanhebung, eine Qualitätssteigerung, eine Qualitätsoptimierung im Wissenschaftsbetrieb in Österreich begleitet und flankiert werden durch einen solchen Nachdenkprozess über das Thema Exzellenz. Da gibt es in Wahrheit gar nicht so viele Instanzen, die einen solchen Nachdenkprozess fördern. Da ist das Bruno Kreisky Forum eine der wenigen verdienstvollen Einrichtungen, die das in die Hand genommen haben.

Ich meine, dass wir alle in den Natur- oder Geisteswissenschaften tätigen Menschen in Wahrheit es mit mehreren Problemen zu tun haben, wenn wir uns um so einen Nachdenkprozess bemühen. Das eine ist sicher die Selbstgewissheit von in Wahrheit sehr wenigen, die immer schon wissen, was gute Qualität, ausgezeichnete Qualität, Exzellenz darstellt und das am liebsten dekretieren würden. Und das andere, was wahrscheinlich bei den Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften etwas häufiger ist, ist die populistische Abwehr und Gänsehaut, sobald nur die Worte Qualitätssicherung, Verbesserung der Forschung, Sicherung von bester Qualität in den Mund genommen werden und wo ein großes Rumoren beginnt, was für finstere Absichten da wohl dahinter stecken müssen. Ich denke, man wird sich wohl gegen beides im Zuge eines solchen Nachdenkprozesses gut absichern müssen und in beide Richtungen hin auch kritisch agieren müssen. Dazu kommt im speziellen noch die Situation, die vielleicht auch in den Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften häufiger zu beobachten ist, dass man wie so oft in Österreich die ganze Thematik der Exzellenzinitiativen an den deutschen Universitäten zum Anlass nimmt, sehr rasch eins zu eins Modelle aus Deutschland zu übernehmen, obwohl die Situation bei uns doch in vielerlei Hinsicht – budgetär, rechtlich, und, und – eine andere ist. In unserem Fach der Kultur- und Sozialanthropologie ist es in Bezug auf gute Qualität oder exzellente Forschung aus meiner Warte recht einfach im Prinzip, weil es auf der einen Seite nach wie vor einen Bezug zu Evidenzen gibt. Also man kann nicht einfach nur interpretieren und tolle Ideen haben und die dann am grünen Tisch elaborieren, sondern man muss mit ethnografischen Beispielen, mit gut dokumentierten Beobachtungen als der Basis des eigenen Faches arbeiten, überzeugen, bis zu einem gewissen Grad auch das eigene Argument beweisen. Auf dieser Evidenz orientierten Basis meine ich, dass dann Exzellenz sehr wohl sich wie in vielen anderen unserer Fächer artikuliert in den Publikationen, die natürlich zu einem großen Teil heute auf englisch sein sollen und müssen. Auch hier gibt es Peer reviewed Journals, die eine große Rolle spielen, wenn auch nicht unbedingt die selbe wie in vielen Naturwissenschaften. Und darüber hinaus müssen die Argumente pro und contra eines exzellenten Forschungsergebnisses ausgetragen werden auf den großen Kongressen. Also zunächst, würde ich sagen, reine Routine. Im Vergleich zu jedem anderen Wissenschaftsbereich würde ich sogar stolz sagen, wir sind eine Wissenschaft wie jede andere, und würde als erstes einmal gar nicht so sehr die Besonderheiten bei uns hervorheben als die großen Gemeinsamkeiten mit anderen Wissenschaften.

Und dann gibt es natürlich in zweiter Linie die speziellen Kompetenzen in unserem Fach. Da zählt natürlich dazu, dass man ganz besonders gute Regionalkenntnisse in bestimmten Regionen der Welt braucht. Dazu gehört dann auch die Sprache, eine bestimmte Vertrautheit, die dann ihrerseits in wissenschaftlichen Netzwerken zum Tragen kommt. Und so lässt sich dann sicher recht klar festhalten, wo sind derzeit die führenden Einrichtungen in unserem Bereich. Das ist interessanterweise nicht nur die USA, obwohl auch dort Chicago eine ganz große Rolle spielt. Dazu gehören gerade in den letzten Jahren einige in Skandinavien und im übrigen auch einige neue Zentren etwa in Indien.

Arnold Schmidt

Zentren. Ich habe den Eindruck, dass Sie in Ihrer Wissenschaft und auch in den benachbarten Wissenschaften mit diesem Begriff Zentren zwar was anfangen können, aber weniger anfangen können wie die Naturwissenschaftler. Naturwissenschaftler werden zum Teil ja eigentlich dadurch, dass sie Labors brauchen, gezwungen, in größeren Gruppen zusammenzuarbeiten. Bei Ihnen gibt es ganz offenkundig auch sehr allein stehende Personen, die ganz außergewöhnlich sind, die auch sichtbar sind in der ganzen Welt. In dem Vorgespräch, das wir hatten, haben Sie den Elias erwähnt. Das Analoge gibt es

in den Naturwissenschaften schon, aber in immer mehr verschwindendem Ausmaß. Das hat es bei uns einmal gegeben, glaube ich.

Andre Gingrich

Das ist ein wichtiger Punkt. Zu Kultur-, Geistes-, Sozialwissenschaften: Ich verwende am liebsten Sozial- und Kulturwissenschaften, weil ich glaube, dass die Geschichte mit dem Geist ohnedies unübersetzbar ist und international nicht sehr kommunizierbar. Diese Sozial- und Kulturwissenschaften also sind sicher stärker geprägt durch die Tradition der einzelarbeitenden Forscherpersönlichkeit. Das hat auch in mancher Hinsicht sein gutes, weil die Tradition der Forschungen uns gerade auch in der Vergangenheit zeigt, die Außenseiter sind schon auch oft die, die größte Qualität hervorbringen. Norbert Elias ist eben ein solches Beispiel von jemanden, der in der Emigration, in der Flucht aus einer marginalisierten Exilsituation heraus zu einer ungeheuren Produktivität sich empor gearbeitet hat und einen riesigen meisterhaften Entwurf der Sicht auf die im wesentlichen europäischen Geschichte präsentiert hat. Andere Beispiele ganz ähnlicher Art wären Claude Lévi-Strauss, der berühmte Begründer des Strukturalismus, der ebenfalls primär aus dem Exil und aus seiner New Yorker Zeit heraus diese Synthese zwischen Sprachwissenschaft und Kulturanthropologie gefunden hat, die dann zumindest den französischen wissenschaftlichen Raum über dreißig, vierzig Jahre hinweg geprägt und beeinflusst hat.

Man muss allerdings sagen, dass auch bei uns die Rolle des Einzelwissenschaftlers und der Einzelwissenschaftlerin langsam aus ihrer Position heraus diversifiziert wird und nur mehr eine von vielen in der Zukunft sein kann. Der Einzelkämpfer aus der Marginalität kommend lehrt uns natürlich, dass Exzellenz nicht einfach mit einer 99%igen Wahrscheinlichkeit im Reagenzglas erzeugt werden kann und dass die Frage, wie entstehen gute und exzellente Forschungsarbeiten, eben nicht mit 100%iger Wahrscheinlichkeit, sondern eben auch als sozialwissenschaftliches Problem nur mit einer höheren oder geringeren Wahrscheinlichkeit beantwortbar ist. Gleichzeitig gibt es aber auch aus dieser Frage der Rolle vom EinzelwissenschaftlerInnen in den Kultur- und Sozialwissenschaften die Beobachtung, dass es hier die Tendenz zum Individualismus doch eine ganz, ganz stark ausgeprägte ist in vielen unseren Bereichen, wo jeder gerne sein eigener Einzelkämpfer sein möchte, und viele in unseren Fächern es nicht wirklich gut gelernt haben, sich auf die Rolle von Teamarbeit einzustellen. Das ist aber gerade auch in unseren Fächern zunehmend, vielleicht mit ganz wenigen Ausnahmen, ein Gebot der Stunde und auch ein Gebot der Zukunft. Da hat mir persönlich der Wittgenstein Preis enorm geholfen, mich auf kleinere und größere Teams einzustellen, untereinander vernetzt zu arbeiten. Ich sehe, dass es diese Art von flexiblen, kleineren, nicht nach dem Maßstab großer Labors gezimmerter Netzwerke ist, die zumindest in meinem Fach, aber auch in vielen Nachbarfächern die eigentliche Zukunft für gute Forschung darstellt. Es wird den Einzelforscher und die Einzelkämpferin weiterhin geben, aber eben tatsächlich nicht mehr in der exklusiven, fast monopolartigen rollentypischen Position wie bisher.

Arnold Schmidt

Gibt es Beispiele, wo solche größeren Gruppen entstanden sind, von denen man mit einem gewissen zeitigen Abstand sagen kann, die waren enorm wirkmächtig?

Andre Gingrich

Ich habe das eine Buch, das Sie in Ihrer Einleitung erwähnt haben, 2005 zur Geschichte der Anthropologie mit verfasst. Mir selbst ist dabei erst bei der Arbeit an diesem Buch klar geworden, dass die Anthropologie eigentlich auch in dieser Hinsicht schon früh eine Vorreiterrolle hatte. Ähnlich wie es z.B. bei uns - Margaret Mead und Ruth Benedict sind berühmte Namen - schon in den 1920er und 1930er Jahren Frauen gab, die Weltruhm im Wissenschaftsbetrieb hatten, lange bevor andere darauf gekommen sind, dass das wichtig ist, war das eigentlich auch im Bereich von Teamarbeit so. In den 1930er Jahren hat die British Social Anthropology, ein Zentrum unseres Faches bis heute, eine Initiative gesetzt, um ein neues Zentrum außerhalb der etablierten Zentren zu errichten - in Manchester, also nicht in London, nicht in Cambridge, nicht in Oxford - und hat dort einige relativ junge Leute, die zum Teil ihre Dissertationen erst fünf bis sieben Jahre hinter sich hatten und neue Ideen einbrachten, beauftragt, ein

Institut aufzubauen an einer Uni, die schon einen Namen hatte, aber sicher nicht zu den ersten drei des Landes zählte.

Arnold Schmidt

Diese Initiatoren waren Wissenschaftler?

Andre Gingrich

Ja, das waren Wissenschaftler, die auf Initiative der Stadtverwaltung von Manchester aber in Zusammenarbeit mit Wissenschaftsinstitutionen des ganzen Landes diese Einrichtung gegründet haben, das Department for Anthropology der Universität Manchester. Das sind im wesentlichen sechs, sieben querköpfige Leute Anfang der dreißig zusammen gekommen. Sie wurden für die damaligen Verhältnisse gut ausgestattet mit dem klaren Auftrag, neue Forschungsarbeiten zu Afrika als Kontinent im Umbruch zu liefern. Aus dem ganzen ist die heute berühmte Manchester School of Anthropology entstanden, die eigentlich bis heute Wegweiser in unserem Fach geblieben ist, während sich vieles andere überlebt hat.

Für Chicago kann man Ähnliches sagen, wo Roosevelt in der Zeit des New Deal einige sehr klare Initiativen gesetzt hat, die an der Universität von Chicago eben auch ein Team von mid-career und advanced career scholars zusammenführte. Verlangt wurde, ein gutes Ausbildungsprogramm für die Ausbildung von Nachwuchsforschern zu verbinden mit intensiver, eigenständiger Forschung.

Arnold Schmidt

Dort war der Anstoß die Politik, anders als in Manchester? In Manchester war es sozusagen eine innerwissenschaftliche Selbstorganisation.

Andre Gingrich

Das ist richtig. Wobei Chicago halt eine Privatuniversität ist und die Politik hier nur äußere Anstöße geben konnte. Die Kooperation musste schon mit dem Board of Trustees erfolgen.

Arnold Schmidt

Aber der äußere Anstoß hat auch geheißen Geld, nehme ich an?

Andre Gingrich

Absolut.

Wenn man sich diese Netzwerke anschaut, dann ist es in beiden Fällen so, dass nicht nur inhaltlich Innovatives und Neues gesetzt wurde im Fach und darüber hinaus. Manchester Anthropology gab Anstöße für eine neue Sicht auf die Geschichtsschreibung Afrikas, auch Anstöße für die Soziologie, auch für das, was man seither anthropology at home nennt. Weil gesagt wurde, es muss nicht nur in der Fremde Anthropologie betrieben werden, es kann genau so gut auch bei uns zu Hause gemacht werden. Das war ein wirklich innovatives Ding, das da in Bewegung kam. Neben dem Inhaltlichen, glaube ich eben auch, dass sich auch organisatorisch einiges an diesen Netzwerken zeigen lässt, was Teamarbeit, Hierarchien, Entscheidungsstrukturen, Finanzgebarung und ähnliches betrifft.

Arnold Schmidt

Wie schaut bei Ihnen so eine Hierarchie eigentlich aus?

Andre Gingrich

Prototypisch lässt sich da relativ wenig sagen, weil eben nach wie vor der Einzelkämpfer vorherrscht, der am liebsten allein und wenn, dann mit seinen zwei Lieblingsassistenten ein Projekt macht, und sich dann wieder zurückzieht. Aber dort, wo Netzwerke entstanden sind, ist es tatsächlich wichtig, nach allem, was ich selber bei anderen gesehen habe, nach allem, was ich selber gelernt habe, dass der Projektleiter wirklich nur prima inter pares ist. Die Letztentscheidung sollte bei ihm/ihr liegen, sowohl was Personal als auch was Finanzfragen betrifft. Ansonsten braucht es ein tägliches Ausverhandeln von kleinen und

auch von strategischen großen Entscheidungen. Ganz ohne irgendeine Hierarchie geht es nicht. Das ist oft das Problem, wenn sechs Leute, die das erste Mal zusammenkommen, um ein Team zu bilden, zusammenwirken. Alle haben noch den Einzelkämpfer im Kopf, der ihnen einsozialisiert wurde. Da muss es schon ein mühsames erstes Umdenken mal geben. Da steht noch in den Sozial- und Kulturwissenschaften insgesamt, speziell im deutschsprachigen Raum, ein großer Umlernprozess bevor. Was wir rund um das Wittgenstein Projekt in den letzten zehn Jahren insgesamt machen konnten, das haben einfach viele bisher noch gar nicht machen müssen.

Arnold Schmidt

Die Zentren, die Sie erwähnt haben, kolonisieren die andere Universitäten in dem Land? Oder wie wirkt sich das aus? Die Chicago boys and girls, jetzt einmal nicht Nationalökonomien, wandern die dann nach Stanford und Berkeley und Yale?

Andre Gingrich

Sie wandern nicht nur innerhalb der jeweiligen Länder an die anderen größeren und kleineren Universitäten, sondern sie wandern eben auch schon sehr frühzeitig in andere Kontinente. Manchester hat immer zum südlichen Afrika und zu Südafrika ganz starke Wechselbeziehungen gehabt, so lang das die Apartheidpolitik der damaligen Regierung erlaubt hat, und danach wieder. Chicago hat eigentlich auch ganz stark europäische und australische Entwicklungen mitbeeinflusst, so sehr, dass sie uns in vielen Auseinandersetzungen auch heute mit Nachbarfächern oder auch mit Evaluatoren gute Argumente liefern, die schon auch hilfreich sind, etwa wenn die Qualität eines Fachs durch Evaluationsprozesse überprüft wird-- was ich richtig und gut finde, wenn es nicht übertrieben wird, wenn es nicht ohne Sachkenntnis betrieben wird. Dann hilft uns das zu sagen, seht her, in den Sozial- und Kulturwissenschaften ist es nun mal so, dass unsere wichtigsten Publikationsorgane nicht Journals sind, in denen ein Artikel von acht verschiedenen Autoren gemeinsam publiziert wird, sondern von ein, zwei, maximal drei Autoren. Unser wichtigstes Publikationsorgan neben wichtigen Peer Review Journals sind aber eben auch Bücher. Daher stellt sich bei uns vieles an Exzellenz auch erst in längeren Zeitzyklen her, weil die Bücher erst einmal rezensiert werden müssen. Und es ist dann die Summe der Rezensionen, die letztlich auch Teil der Beurteilung einer wissenschaftlichen Forschung darstellt. Also gibt es hier schon auch wichtige Unterschiede zu den Naturwissenschaften, nachdem wir mit Hilfe unserer Leuchttürme, wenn man das Wort verwenden will, einfach auch besser auf das Prozedere hinweisen können, und die ihrerseits uns halt auch nach wie vor inspirieren. Die Semester, die ich in Chicago zubringen konnte, obwohl ich da schon weit über vierzig war, zählen zu den wichtigsten Lehrjahren meines Lebens.

Arnold Schmidt

Was machen denn eigentlich ihre Absolventen? Forschungsgruppen sind Forschungsgruppen. Und die wenigsten Leute sind sich darüber im klaren, dass ein Gutteil der Leute, die da Forschung gemacht haben als junge Leute, nicht für den Rest ihres Lebens Forschung machen. Sondern das ist eine in vielen Bereichen sehr nützliche Ausbildung und die gehen dann irgendwo hin. Ich habe den Eindruck, dass gerade bei Anthropologie und in Amerika der Jobmarkt für Absolventen viel größer ist als das, was ich – jedenfalls ich - mir immer vorgestellt habe.

Andre Gingrich

Wie es jetzt mit dem BA ausschauen wird, wage ich nicht zu prophezeien. Da habe ich selber großes Bauchweh, weil wir wohl in großen Massen BAs produzieren werden. Da bin ich selber sehr gespannt, ob diese Rechnung aufgeht. Bei den Magisters war es die längste Zeit so, dass wir kürzere Perioden von Arbeitslosigkeit nach dem Abschluss hatten als die meisten anderen sozialwissenschaftlichen Fächer. Wenn wir ein Kriterium hernehmen, das Beschäftigung im fachnahen Bereich heißt, dann haben wir einen höheren Anteil von Absolvent/inn/en bei jenen, die zwar nicht im Wissenschaftsbetrieb landen, die aber im fachnahen Bereich unterkommen: sei es in der Entwicklungszusammenarbeit, sei es in der Unternehmensberatung, sei es im Tourismusbereich, sei es in allem anderen von Wirtschaft bis Verlagswesen, was sich mit dem in der Globalisierung sehr aktuellen Phänomen des Zusammentreffens unterschiedlicher Kulturen bewegt und befasst. Insofern war es bisher natürlich nicht einfach weder in der

Wissenschaft, noch im fachnahen Bereich, unsere Absolvent/inn/en unterzubringen. Aber ich glaube, etwas günstiger als in den meisten anderen, vor allem als in den großen und daher oft sehr unbeweglichen Sozialwissenschaften, war es tatsächlich bei uns. Beim BA habe ich so meine Sorgen. Aber das muss man sich dann anschauen in etwa fünf Jahren und prüfen, ob das in solchen Fächern wie unseren wirklich eine sehr gute Idee ist.

Arnold Schmidt

Darf ich noch einmal zurückkommen zu diesem Begriff der Exzellenz. Sie haben ganz am Anfang auch diesen Begriff von evidence based research gebraucht. Also für einen Naturwissenschaftler klingt das schon eigentlich normal. Research ist evidence based. Was meinen Sie da genau?

Andre Gingrich

Es ist in unserem Bereich auch die längste Zeit normal gewesen. Heute ist es oft fast schon eine Provokation, wenn man das sagt. Manchmal habe ich den Eindruck, das können sich nur Leute wie ich im deutschen Sprachraum noch leisten unter Kultur- und Sozialwissenschaftler/inn/en, das so zu sagen. Aber ich habe sowieso Provokationen gern und in dem Fall besonders, weil ich eben auch glaube, dass die Kultur- und Sozialwissenschaften nicht nur sich abgrenzen sollen von den Naturwissenschaften und den Life Sciences, sondern im Gegenteil auch einen praktischen Dialog, nicht nur einen atmosphärischen, pflegen sollten. Da glaube ich, dass wir sehr lange, allzu lange in den Kultur- und Sozialwissenschaften und speziell in jenen der USA (Stichwort: science wars der 1990er Jahre) zwischen den beiden Wissenschaftskulturen auf unserer Seite eine allzu große Dominanz von modischen Trends hatten, die sich nicht mehr auf Evidenz bezogen haben, sondern die interpretivistisch oder hermeneutisch arbeiten. Dies wurde so stark, dass Evidenz jedenfalls sehr, sehr marginal wurde. Dem gegenüber gibt es natürlich positivistische Strömungen, die knallhart wie eh und je quantitativ, empirisch arbeiten, einerseits als Gegenströmung. Und in der Mitte, wo ich mich eher zuordnen würde, sind die neuen Realismen. Die meinen –teils ähnlich wie die Positivisten- es braucht Evidenz, auf jeden Fall. Ohne das gibt es einfach keine Wissenschaft, wenn man sich nicht fragt: Welche Rätsel sind es denn, die ich lösen will?- und dann auch einige darunter löst, ohne darauf zu verzichten, das Ganze auch mit kritischer Selbstreflexion zu begleiten. Diese Realisten jedenfalls sind im Kommen gegenüber den interpretivistischen Strömungen. Evidenz gewinnt an Bedeutung. Da spielt auch die Weltpolitik eine Rolle. Nach 9/11 zu sagen, wir wollen nur interpretieren, hört sich mittlerweile tragisch-komisch an. Vorher konnte man das noch ungestraft sagen. Da kommt natürlich auch ein anderer Aspekt zum Vorschein: Gerade im Englischen hat das Wort Evidenz auch eine starke juristische Färbung und hängt zusammen mit dem Gerichtssaal: Evidence als Beweismaterial hängt auch zusammen mit der Wahrheitsfindung, also mit „the truth, and nothing but the truth.“ Wissenschaft hat letztlich etwas mit Wahrheitssuche zu tun hat. Dafür stehe ich ganz sicher auch persönlich mit aller Leidenschaft ein. Das sollte und muss auch bei uns im Vordergrund stehen.

Arnold Schmidt

In Österreich gibt es zweifellos in allen Gebieten eine große Aufwärtsentwicklung in den Wissenschaften. Vielleicht nicht so stark, wie wir es uns wünschen, aber in machen Gebieten durchaus so, dass es herzeigbar ist. Wie sieht das in Ihrem Bereich aus? Ich will jetzt von Ihnen natürlich keine Bewertung, sondern ich will nur Beispiele haben. Wo, würden Sie in Ihrem Bereich sagen, hat man eine Bewegung gesehen in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren? Und die ist nach Ihrem Geschmack?

Andre Gingrich

Das sehen die jüngeren sicher etwas anders als ich selber. Aus meiner Biografie heraus, jetzt in den 50er Jahren des Lebens stehend, muss ich sagen: Es gab schon große role models, ohne die ich selber überhaupt nie verstanden hätte, dass man auch von Österreich aus von vornherein global agieren kann, soll und muss in einem Forschungszusammenhang. Da ist Ernst Steinkellner von der Buddhismuskunde und Tibetologie ganz sicher eine ganz entscheidende Gestalt in meinem Leben, der das vorgelebt und praktiziert hat mit der größten Selbstverständlichkeit im hoch komplizierten Feld der Geschichte der tibeto-buddhistischen Philosophie. Er ist einfach einer von drei Personen, die weltweit top sind in diesem

Themenfeld. Ich bin auch sehr froh, dass wir im jetzigen Zentrum für Asienwissenschaften und Sozialanthropologie an der Akademie der Wissenschaften mit ihm zusammenarbeiten können, weil auch diese Zentren ein gutes Versprechen für die Zukunft sind.

Ich möchte auch sagen: Neben diesen Zentren der Akademie der Wissenschaften geht in eine richtige Richtung, was sich an jüngeren Entwicklungen an der Universität Wien tut, der viel gescholtenen. Da meine ich, dass Rektor Winckler sich wirklich sehr bemüht, nicht nur dem Druck der Ökonomisierung des Wissenschaftsbetriebes etwas Vernünftiges entgegen zu halten. Das sieht man auch über die Personalpolitik, wer da mit welchen Aufgaben an die Uni Wien rekrutiert wird, wie da jetzt die Ausschreibungen im Unterschied zu früher für neue Posten gestaltet werden. Da ist etwas im Entstehen, das leider die Studienanfänger/innen heute noch nicht merken, was aber sicher in wenigen Jahren auch auf ihrer Ebene Früchte tragen wird.

In unserem Bereich, spezieller noch auf der Ebene der Kultur- und Sozialwissenschaften würde ich drittens ganz gerne das leider medial ein bisschen zu wenig beachtete IFK nennen, das Internationale Forschungszentrum Kulturwissenschaften, das aus meiner Warte eine ganz hervorragende Einladungs politik mit resident scholars und junior scholars betreibt. Auch da ist es immer auch eine Budgetfrage, was möglich ist. Auch da, meine ich, lässt sich vieles erreichen, ohne immer nach dem Geld zu rufen. Aber auch hier ist es so, dass es eigentlich besser wäre, wenn das IFK nicht jedes Jahr neu um seine Existenz bangen müsste. Dieses IFK hat sowohl, wenn man sich die Biografien der NachwuchswissenschaftlerInnen anschaut, die dort durchgegangen sind, oder auch die Veranstaltungen, die von dort auf den Rest des Landes ausgestrahlt haben, sich einfach sehr große Verdienste in allen unseren Bereichen erworben, die nachhaltig gestärkt werden sollten.

Arnold Schmidt

Es gibt immer zu wenig Geld. Haben Sie das Gefühl, dass für das, was Sie sich vorstellen, zumindest halbwegs genug Geld da ist? Jetzt einmal von Winckler abgesehen, das ist klar, was da alles passiert, von der Initiative des IFK, von der Akademie. Haben Sie den Eindruck, dass genügend strukturelle Voraussetzungen gegeben sind, um diesen Prozess weiter voranzutreiben? Ich frage das deshalb, weil ich von den Naturwissenschaften her weiß, dass es tatsächlich sehr gut funktionierende Zentren gibt. Es ist allerdings so, dass außerhalb dieser Zentren große Bereiche mit deutlich zu geringer Aktivität existieren.

Andre Gingrich

Ein konstanter Bezugspunkt für die verschiedenen guten Entwicklungen, das muss man schon klipp und klar sagen, ist der FWF. Dort werden nicht nur den finanziellen Notwendigkeiten nach die Maßstäbe gesetzt, sondern auch der professionellen und qualitätsmäßigen Orientierung nach. Tatsache ist aber, dass es jetzt gar nicht so sehr darum ginge, irgendwo irgendwelche neue Zentren außerhalb der bestehenden einzurichten, sondern die Vernetzungen und die gemeinsamen dadurch entstehenden Potenziale zu stärken. Da gibt es noch zu wenig. Einiges tut sich bereits, etwa bei IFK, IWM, Uni Wien und Akademie, an Initiativen, auch in Bezug auf die Medien. Mehr ist hier aber noch zu tun, vor allem in Bezug auf das innere Brainstorming und auf das kreative Zusammenkommen von regen Geistern, die an bestimmten Fragen interessiert sind. Da wird noch zu sehr das alte Modell des Einzelkämpfers jetzt manchmal auf der institutionellen Ebene fortgesetzt, indem jede kleine und große Gruppe für sich ihr Süppchen kocht. Da wäre tatsächlich eher der Hebel anzusetzen.

Arnold Schmidt

Vielen Dank fürs erste. Ich eröffne die Diskussion.

Frage

Was machen wir mit den harten Realitäten? Ich kann Ihrer Bemerkung, es würde aufwärts gehen, überhaupt nicht zustimmen. Wir haben 62 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges keinen einzigen lebenden Nobelpreisträger. Die bevölkerungskleinere Schweiz hat sechs. Dazu passen die Rankings. Das steht im Einklang mit diesen harten Fakten. Und das was an Ungeheuerlichkeiten in der Öffentlichkeit

sichtbar wird. Zum Beispiel bei Diskussionsveranstaltungen in der Akademie der Wissenschaften, wo sich ungeheuerliche Skandale ereignen, die hingenommen werden von 600 Leuten, die dort sitzen. Und dann wieder die Weckung der Kritik, die von außen kommt. Der Österreichkorrespondent der Süddeutschen Zeitung, die ja kein Revolverblatt ist, schrieb von völligem Mangel an Diskussionskultur. Mit ihm völlig übereinstimmend, wenn auch nicht so scharf, formuliert unser Woltron, der natürlich ein anderes Niveau hat, reportiert von der Neuen Zürcher Zeitung, und dann Naumann, der zwei Jahre lang deutscher Kulturminister war und dann Mitherausgeber der Zeit, große geistige Krise. Alles das wird gedeckt durch die unglaublichen Realitäten, die es da und dort gibt und die einfach ignoriert werden. Auch das, was sich an Ungeheuerlichkeiten tut in der Europapolitik. Usw. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe die Möglichkeit gehabt, über alles das nicht feuilletonistisch onanierend, sondern knallharte Fakten zu publizieren, zuerst in der Presse und dann im Standard. Wie viel liegt zwischen mir als Autor und demjenigen, der publiziert? Wie viele Weiten liegen zwischen einem Text in der Schublade und den Leuten, die das dann publizieren? Das heißt, alles das, was ich hier nur angedeutet habe, ist auf den Tisch legbar. Aber die Leute wollen nicht darüber reden. Das würde mich interessieren. Der einzige Grund, weshalb ich überhaupt noch zu solchen Veranstaltungen gehe, ist der, weil ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe, mit Leuten in ein Gespräch zu kommen, dass sie mir ihre Meinungen sagen.

Arnold Schmidt

Ich nehme Ihr Statement jetzt einmal so, wie es ist. Ich kann nur das wiederholen, was ich zuerst gesagt habe. Wir haben eine wissenschaftliche Landschaft, die sehr inhomogen ist. Und wir haben einzelne Bereiche, die wirklich sehr gut sind. Und dazwischen haben wir sehr wenig. Es ist die Aufgabe zu schauen, dass sich dieses Verhältnis über die Zeiten ändert. Wir kommen aus einer sehr schlechten Zeit. Wenn Sie sich aber die Tangente anschauen, dann sehen Sie, dass sich in den letzten zwanzig Jahren viel geändert. Wir sind nicht dort, wo wir gerne wären, aber immerhin.

Frage

Beschäftigen Sie sich auch mit Bildungsforschung? Ich nehme an, dass exzellente Denker und exzellente Forschungszentren natürlich auch entsprechende Akquisition betreiben müssen. Es wurde angesprochen, dass Österreich noch keine Nobelpreisträger kreiert hat, wobei das nicht das einzige Kriterium oder ein besonderer markanter Punkt sein muss. Aber das vermisste ich jetzt gerade auch in der Bildungspolitik, die aktuell läuft. Um wirklich Bildungspolitik und Entscheidungen im Bildungssektor mit weitgehend objektiven Kriterien zu treffen, bedarf schon einer internationalen Forschung, um auch vergleichend hier Validierungen zu treffen. Wobei ich finde, es ist der erste Schritt, der immerhin ein Merkmal bringt, egal wie dicht das ist oder wie effektiv. Die Statistik arbeitet oft mit solchen Methoden. Aber es ist immerhin ein Schritt in diese Richtung.

Andre Gingrich

Ich bin sehr dankbar für diesen Kommentar. Ich meine im übrigen auch, dass die generelle Entwicklung der Forschung uns immerhin auch nach Studien, die der FWF letzthin veröffentlicht hat, auf Platz 15 oder 18 weltweit gebracht hat. Wenn die österreichischen Fußballer diesen Stand hätten, anstatt auf Platz 85 zu sein, wäre ich als Fußballanhänger sehr froh darüber. So schlecht ist das fürs erste nicht, diese Entwicklung. Bei den Nobelpreisen möchte ich darauf hinweisen, dass es eigentlich keinen Nobelpreis in den Sozial- und Kulturwissenschaften gibt, weil die Ökonomen von der Schwedischen Bank finanziert sind und nicht aus dem Nobelbudget. Ja, völlig richtig, letztlich ist es die Bildungspolitik, die die ganze Basis liefert für das, worüber wir hier sprechen. So fern hier nicht die Entwicklungen Schritt halten und zum Motor werden, kann vieles sich auch als nur auf Sand gebaut erweisen. Wir haben in der Anthropologie einige Kollegen wie Susa Binder und Thomas Fillitz, die auch Bildungsforschung betrieben haben. Ich hatte zuletzt die Möglichkeit, an der Initiative „Wien denkt Zukunft“ mitzuwirken, wo auch die Frage gestellt wurde, wie kann der Bildungsbereich das Forschungssystem insgesamt und dabei eben auch die Qualitätsforschung stärker abstützen. Da sind aus meiner Warte zwei Dinge ganz wichtig. Wir brauchen eine bessere Förderung für Minderheitenangehörige innerhalb Österreichs. Wenn es die viel gescholtene USA schafft, equal opportunity Möglichkeiten an den Universitäten für einen Bevölkerungsanteil von 10% Afroamerikaner/innen herzustellen, dann sollte das Analoge auch bei uns

möglich sein in allen Forschungsbereichen für Minderheiten-Angehörige. Da gibt es jetzt eben auch eine gute Initiative bei den Wiener Zukunftsplänen. Das zweite, was mir hier auch wichtig ist: wir brauchen immer wieder internationale resident scholars, die von außen hereinkommen und für kürzere Zeit, aber nicht nur ein oder zwei Monate, sondern für ein oder zwei Jahre intensive Gastforschungsprofessuren annehmen, um Motor zu spielen für die örtliche Wissenschaftsszene im Sinne einer Verstärkung des IFK Effektes. Ich glaube, dass das Teilantworten auf Ihre Frage sein können.

Frage

Lorenz Fritz. Ich bin ein Quereinsteiger im österreichischen Wissenschaftsrat, der sich mit dem Wissenschaftssystem und seiner Transformation zu noch mehr Qualität befasst. Herr Prof. Gingrich, der Titel war heute „Wie entstehen Zentren exzellenter Wissenschaft?“. Wir haben einen Bundesminister, der meint, er könnte dazu was beitragen. Wir sind eines seiner Beratungsgremien, haben gerade einen sehr intensiven Dialog, das er das besser dem wissenschaftlichen System überlässt. Aber trotzdem sollte man vom eigentlichen wissenschaftlichen System her sagen, welche Rahmenbedingungen sind zusätzlich verbesserungswürdig. Sie haben sehr vornehm ein paar angesprochen. Sie haben FWF gesagt. Dort wird vernünftig Geld ausgegeben, auch mehr Geld nach Qualität ausgegeben. Sie haben andere Rahmenbedingungen genannt, vor allem wie könnte man Vernetzung im Wissenschaftssystem zusätzlich fördern. Was gibt es noch, was jemand im Wissenschaftssystem selber tun kann? Meine zweite Frage ist spezifischer, sie betrifft Ihre Universität. Es ist sehr hoch anzurechnen, dass man diese ganze Vielfalt, die diese Universität darstellt, auch beibehalten will, wenngleich zu höherer Qualität führen will. Das ist ja normalerweise für einen Ökonomen schon einmal ein Widerspruch in sich, aber nicht im Wissenschaftssystem. Das habe ich schon begriffen. Da ist die Frage der Umstellung auf die Bologna Architektur. Sie haben da auch gesagt, Sie haben Bauchweh, was die Bachelor Ausbildung zumindest auf Ihrem Gebiet der Kultur- und Sozialwissenschaften betrifft. Hat man da jetzt einen flexibleren Ansatz? Ich kenne die Entwicklungsplanung, weil wir eine eigene Arbeitsgruppe zur Universität Wien haben, relativ gut.

Andre Gingrich

Danke. Das sind sehr präzise Fragen, die ich extrem interessant finde. Ich glaube, ich werde nicht in der Lage sein, auf alles detailliert genug einzugehen. Aber ein erster Punkt, um mich auch vor den Kollegen zu outen in dieser Hinsicht, die an der Uni tätig und hier sind: Ich persönlich bin für die Einführung eines bonus-malus Systems, wie es jetzt an der Uni Wien kommt: nämlich nicht nur bestrafen, weil irgendetwas schlecht funktioniert, wie es bisher allzu oft der Fall, sondern auch belohnen dort, wo die Dinge gut funktionieren. Das finde ich in allen Bereichen wichtig. Man kann über die Intensität der Sache nachdenken. Aber das bringt gute Mechanismen in Gang, die dazu führen, dass die Qualität der Ausbildung und Forschung steigt. Bei der Evaluation sollte auch die Nähe der Absolvent/inn/en im fachnahen Bereich als Teil dieses Bonussystems vielleicht berücksichtigt werden.

Ich glaube auf der anderen Seite, dass in manchen Bereichen echt zu fragen sein wird: bitte was tut dieses Institut eigentlich überhaupt an einer Universität, anstatt auf einer Fachhochschule? Manchmal wird man dann auch zu schmerzhaften Malus- Einschnitten bereit sein müssen. Chronische Probleme in manchen Bereichen, so glaube ich, werden nur so zu lösen sein, dass man sie auch zu Gunsten der anderen einsparen könnte.

Schließlich meine ich, dass Vernetzung belohnt werden kann. Da bräuchte es vielleicht wirklich so etwas wie die neue GKS Initiative der Stadt Wien eventuell auch auf bundesweiter Ebene. Dort, wo gemeinschaftliche Initiativen aus unterschiedlichen Bereichen zu Stande kommen, eine Extraprämie draufgeben, bei der Forschungsförderung z.B. Was sehr gut in diese Richtung hin funktioniert, ist etwa das DocTeam- Nachwuchsförderprogramm der ÖAW: Junge DoktorantInnen erhalten da eine gemeinsame Projektbewilligung, wenn sie aus verschiedenen Fächern kommen und sich einem gemeinsamen Thema widmen. In die Richtung gilt es die best cases und die best practices zu stärken. Da entstehen gute neue Entwicklungen.

Frage

Ich möchte auf ein Problem aufmerksam machen, das mich schon seit langem beschäftigt. Es wurde vom Wissenschaftssystem gesprochen. Das Wissenschaftssystem an den Universitäten ist aber gleichzeitig ein Unterrichtssystem. Die Spannung zwischen Unterrichtsverpflichtungen einerseits und Forschungsverpflichtungen oder besser vielleicht sogar Wünschen nach mehr Forschung ist unglaublich stark. Es ist in den Massenfächern viel stärker als in anderen. Dass der von Ihnen genannte Kollege Steinkellner in der Tibetologie und Buddhismusforschung Weltruf hat, ist mir auch bekannt. Und er ist in jeder Hinsicht ein Topforscher. Aber die Zahl seiner Studenten in Tibetologie und Buddhismuskunde ist unvergleichlich geringer als die Zahl mancher auch sehr guter Kollegen, die mit einem Massenansturm an Studierenden, an Diplomanden, an Doktoranden kämpfen müssen. Ich habe erst vor ein paar Wochen in Le Monde ein Interview gelesen mit dem heurigen Nobelpreisträger in Physik, Albert Fert. Er hat gesagt, das Problem der französischen Universitäten ist das, dass die gleichzeitig im Unterricht tätigen und für die Forschung qualifizierten Personen im Universitätssystem in Frankreich derart von Unterrichtsverpflichtungen und anderen organisatorischen Aufgaben, z.B. Gestaltung des Bologna Prozesses, in Anspruch genommen sind, dass sie eigentlich zur Forschung kaum mehr kommen, viel zu wenig kommen, weniger kommen, als es ihrer Qualifikation entspricht, und dass eigentlich eine Generation der Geopferten entsteht, eine Generation, die im Unterricht und im Universitätsbetrieb so beschäftigt ist, dass sie für die Forschung verloren geht. Er hat gemeint, man müsste dringend versuchen, Zustände zu schaffen, die es den besten von ihnen ermöglicht, international kompetitiv in der Forschung wieder tätig zu werden. Ich sehe darin ein ganz zentrales Problem. Es hat einmal ein Amerikaner etwas äußerst Primitives, aber trotzdem Richtiges gesagt. Er hat nämlich gesagt, jemand, der viel unterrichtet, hat weniger Zeit zur Forschung. So ist es in der Tat. Ich war auch an der Universität Chicago tätig. Ich hatte das Glück, mit 22 Jahren an die Universität Chicago zu kommen, ausschließlich für die Forschung tätig. Ich hatte keine Lehrverpflichtungen. Ich habe einige Jahre nur forschen können. Das hat mich mein Leben lang unglaublich weitergebracht. Dass die amerikanischen und die kanadischen Universitäten nur deshalb nur so hohe Forschungsleistungen haben, weil sie ihren Dozenten genügend zeitlichen Freiraum, der natürlich zu finanzieren ist, geben, also eine ausreichende und große Anzahl von Forschungssemestern, von Sabbaticals geben, die von sehr unterschiedlichen Quellen finanziert werden, die aber in der Lebensbalance von Universitätslehrern in Amerika einen viel größeren Zeitraum für Forschung ermöglichen, als das bei uns der Fall ist. Ich sehe in der Notwendigkeit, an den Universitäten – ich spreche jetzt nicht von der außeruniversitären Forschung –, für die Universitätslehrer einen wesentlich größeren Freiraum für Forschung zu ermöglichen. Auch hier gäbe es sicher Modelle, kompetitiv vorzugehen und nicht einfach nach dem Gießkannenprinzip Forschungssemester zu vergeben, aufgrund von Anträgen, die zu evaluieren wären. Aber es müsste mehr Freiraum für die Forschung geschaffen werden. Erst vor kurzem ist gesagt worden, dass eine schon in den 1990er Jahren gestartete, dann wieder eingeschlafene Initiative zur Schaffung von so genannten Akademieprofessuren, das ist die Freistellung von Universitätsprofessoren, für bis zu drei Jahren wieder aufgenommen werden soll. Das kostet Geld.

Arnold Schmidt

Ich möchte gerne direkt zu dieser Sache etwas sagen, weil mich das auch schon lange bewegt. Ich sehe das Problem ganz wie Sie, allerdings doch ein bisschen mit einem anderen Twist. Ich beginne vielleicht damit, dass amerikanische Universitätsprofessoren für die Lehre bezahlt werden und nicht für die Forschung. Die Forschung wird extra bezahlt. Sie bekommen für neun Monate ihr Gehalt, und die Forschungsgelder kommen von woanders. Wir müssten uns zu etwas durchringen, was sehr schwierig ist. Die Universitäten sind Einheiten für Lehre und Forschung. Das stimmt. Aber es stimmt nicht auf dem individuellen Niveau. Universitäten haben Lehraufgaben. Ich bin Professor an einer Elektrotechnischen Fakultät. Und an der Elektrotechnischen Fakultät bedarf es Professoren, die bestimmte Sachen wirklich gut unterrichten, ohne dass sie auf dem Gebiet forschen. Dort ist alles erforscht, was man braucht. Diese Leute haben dort keine Forschungsaufgaben. Und man sollte sie auch gar nicht dazu zwingen, auf dem Gebiet, das sie lehren, zu forschen. Das ist einmal eine Beobachtung.

Die zweite Beobachtung stimmt wahrscheinlich für die Geisteswissenschaften nicht. Sie stimmt aber in hohem Maße für die Naturwissenschaften und stimmt in ganz hohem Maße für die Mathematik. Das

biologischen Alters spielt eine wichtige Rolle: Leute sind, wenn sie jung sind, sehr gute und kreative Forscher, und wenn sie älter werden, sind sie das weniger. Diese Einheit von Lehre und Forschung in den Individuen ist in Wirklichkeit lebensabschnittsverschieden. Man kennt das von amerikanischen Universitäten, wo junge Leute hauptsächlich forschen, ganz wenig unterrichten, aber in einem höheren Alter vorwiegend lehren. Das ist aber nicht als second rate Tätigkeit anzusehen, sondern dafür braucht man auch etwas. Unter anderem braucht man auch einen großen Überblick. Man kann sehr gut seine naturwissenschaftliche Forschung und die großartigsten Sachen machen und sehr wenig wissen über das Fachgebiet insgesamt. Heisenberg hat zur Zeit seiner epochalen Entdeckungen wenig über Physik gewusst. Aber den Nobelpreis hat er trotzdem bekommen, weil auf dem Gebiet, wo ihn seine Lehrer hingesetzt haben, dort war halt eine Goldmine. Und sein junger Verstand konnte das machen. Wir müssen diese zwei Sachen, Forschung und Lehre, obwohl sie in einer Institution gemacht werden und gemacht werden sollen, in der Universität in gewisser Weise getrennt behandeln. Das geht durchaus in die Richtung, die Sie angedeutet haben, nämlich dass ein Teil der Universitätsleute wirklich kreative Forscher wären und das auch ausleben würden, wenn man ihnen diesen Freiraum gibt. Ich erhoffe mir eine Universität, wo tatsächlich in einer kompetitiven Art einige von den Leuten, die dort arbeiten, diesen Freiraum zusätzlich kriegen um zu forschen. Aber um Himmels willen nicht alle. Ich weiß nicht, wie das an der Wiener Universität ist. Was ich aber mit einigem Entsetzen sehe, ist, dass jetzt ein Druck ausgeübt wird auf Universitätsangehörige, jetzt forscht doch endlich. Ich kann, jedenfalls in meinem Gebiet, nicht glauben, dass jemand, der forschungsentwöhnt ist für 25 Jahre, nur deshalb, weil die Universitätsleitung sagt, Forschung ist jetzt wieder modern, als Forscher erfolgreich sein wird. Er zum FWF gehen und dort einreichen. Worauf er dann vermutlich prompt abgelehnt werden wird und zwar aus guten Gründen. Diese Sache sollte man nicht befördern. Das, was Sie aber gesagt haben mit Freisemestern, Freijahren, dafür bin ich natürlich sehr.

Andre Gingrich

Aus der Sicht der Kultur- und Sozialwissenschaften stellt sich das für mich nicht ganz so verschieden dar, wie Sie vielleicht vermuten. Ich glaube auch, dass es hier de facto zu arbeitsteiligen Verhältnissen gekommen ist, wo einige primär in der Betreuung und in der Lehre tätig sind, und andere mehr im Mentoring des Nachwuchses und dafür oft mehr forschen. Ich glaube auch, dass es Sinn macht, die Leute, die wollen, von diesen hauptsächlich Betreuungs- und Lehrtätigkeiten immer wieder freizuspielen, damit sie, wenn das Potenzial gewachsen ist, wieder zum Forschen kommen für bestimmte Schwerpunktfelder. Ich glaube darüber hinaus auch, dass es jetzt eine stillschweigende, weil letztlich noch nicht ganz gedeckte Praxis auf der Ebene der Rekrutierungen von neuen Professuren gibt an mehreren österreichischen Universitäten, teaching professorships einfach auszuschreiben und zu handhaben, was auch Mischformen erlaubt. Das ist gut. Weil Sie, Herr Prof. Stourzh, das auch so angesprochen haben, die Überlastung: Ich selber unterrichte schon gerne und betreue auch viele. An unserem Institut zähle ich zu den drei mit den meisten betreuten DiplomandInnen und Dissertanten, bin also sicher nicht jemand, der so viel forschen kann, weil er so wenig betreut. Man soll dort, wo der Bedarf besteht, das Lehren nicht verbieten, sodass Lehre und Forschung zusammenwirken können. Wenn ich mir was vom BA erhoffe, dann das: die jungen Leute werden sich jetzt früher als bisher (was über Dropoutraten erfolgte) überlegen, ob sie in der Forschung bleiben wollen. Diese Seite des Bologna Prozesses könnte auch zu einer Entlastung bei den Betreuungskapazitäten führen.

Frage

Ich befürchte, dass beim Bologna Prozess der Druck, mehr zu lehren, sehr groß werden wird. Ich komme aus einem Massenfach und glaube zu wissen, wovon ich spreche. Der Druck auch von Seiten des Ministeriums, des Staates, um den Bologna Prozess zum Erfolg werden zu lassen, wird sehr groß werden. Es muss mehr, es soll gut gelehrt werden. Es gibt sehr gute Lehre an der Universität Wien. Man soll die Universität nicht schlechter machen, als sie ist. Wir haben leider diese Tendenz in Österreich allgemein. Und die Universität wehrt sich nicht gut genug oder oft genug. Aber insgesamt fürchte ich, dass der Druck in den nächsten Jahren, mehr zu lehren, gleichzeitig mit dem Druck auf Individuen, forscht mehr, wirklich zu einer Zerreißprobe führen wird. Insoferne bin ich nicht so optimistisch. Aber alles, was

Besserung verspricht, auf das freue ich mich natürlich. Es ist eine schwierige Situation. Ich beneide doch all die, die, ob im Ausland oder bei uns, doch einen Freiraum für Forschung haben.

Frage

Wie sehen Sie die Vernetzung mit dem außeruniversitären Betrieb, wo ja genau dieses Spannungsfeld Forschung-Lehre nicht vorhanden ist? Da gibt es möglicherweise andere Spannungsfelder.

Andre Gingrich

Ich denke, dass hier einiges endlich in Gang gekommen ist, das lange nicht passiert ist: Kooperationen zwischen IFK und Universität und Akademie zum Beispiel. Da entsteht als etwas, was außeruniversitäre Einrichtungen ganz stark betrifft, auch wenn etwa die Boltzmann Institute noch mehr an Kooperationen initiieren könnten. Die einzelnen Privatinstitute im sozial- und kulturwissenschaftlichen Bereich sind da auch sehr unterschiedlich aufgestellt. Die müssen oft notgedrungen zufrieden sein, wenn sie ein großes Projekt finanziert bekommen haben, spulen das runter, müssen dann natürlich rasch für das nächste Projekt etwas beantragen und kommen so oft gar nicht dazu, sich zu vernetzen. Das wäre Luft holen trotzdem wichtig, um auch von deren Seite die Fühler ausstrecken. Da passiert noch von manchen der kleinen Institute zu wenig; und vielleicht ist auch noch zu wenig Bereitschaft seitens der größeren außeruniversitären Einrichtungen da, darauf einzugehen. Aber man wird drum nicht herumkommen können in den nächsten drei, vier Jahren.

Frage

Zum brain drain. Darüber wird nicht gesprochen.

Andre Gingrich

Ich möchte darüber sprechen und es wird auch darüber gesprochen. Der Brain Drain ist mit der Globalisierung ein weltweites Phänomen geworden. Es gibt natürlich eine Phase, wo die besten Köpfe aus Indien, aus Afrika, aus dem Libanon in den Zentren der ehemaligen Kolonialmächte geforscht haben. Völlig richtig. Aber diese Entwicklung ist jetzt auch wieder überschritten. Viele der Ausgebildeten, schauen Sie nach Indien, sind längst zurückgegangen. Indien ist heute in wesentlichen Bereichen, nicht nur in der Technik oder im IT Bereich, eine führende Forschungs nation. In Südafrika oder in Ägypten haben Sie ebenfalls außerordentliche Kompetenzzentren mittlerweile. Die Welt ändert sich auch zum Glück in diesem Bereich.

Arnold Schmidt

Herr Gingrich, ich bedanke mich sehr für Ihre interessanten Ausführungen. Ich bedanke mich für die Diskussionsbeitrag. Und bei Ihnen alles fürs Kommen und wünsche noch einen schönen Abend.